

Zu unserm Märchenbuch

Autor(en): **Meuli, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Volkskunde

Folk-Lore Suisse.

Korrespondenzblatt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde
Bulletin de la Société suisse des traditions populaires

30. Jahrgang — Heft 6 — 1940 — Numéro 6 — 30^e Année

K. Meuli, Zu unserm Märchenbuch. — F. Menghini, Arte e poesia religiosa popolare. — Aus einem Reiss-Büchlein. — H. Krebsler, Klausbräuche im Zürcher Oberland. — J. Ackermann, Volkskundliches aus dem obern Möhlental. — Bücherbesprechungen. — Register.



„.... In der Kluft brannte ein flammender Holzstoss, davon der Glast stand. Darum herum hockte im Kreise eine Schar uralter, verhutzelter Weiblein mit silbernen Spindeln und spannen und spannen, dass die Rädlein nur so surrten und schnurrten — rrr = rrr = rrr — fast gar wie ein Sägewerk. Vor der Lohe aber schwanzte und tanzte ein kleines Männlein in einem zündfeuerroten Gewändlein, ein spitziges Mützlein auf dem Kopf, und sprang und sang in einem fort: ...“

Zeichnung von Berta Tappolet aus unserm neuen „Schweizer Märchenbuch“ von C. Englert-Faye.

Zu unserm Märchenbuch.

Von Karl Meuli, Basel.

Otto Sutermeisters „Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz“ sind zuletzt in zweiter Auflage 1873 erschienen. Ich habe als Kind unzählige Märchenbücher verschlungen, und ihre wunderbaren und reinen Melodien klingen in der Tiefe noch immer fort; die Märchen und später die griechischen und germanischen Heldensagen sind für jeden, der sie in der Kindheit aufnahm, ein geheimnisvoll wirkendes, durch nichts anderes zu ersetzendes und nie ganz zu verlierendes Besitztum. Seltsamer Weise entging mir Sutermeisters köstliches Büchlein; aber an seiner Zeitschrift, dem „Kinderfreund“, habe ich jahrelang wohl gelebt, und als er 1901 die Nachricht von seinem Hinschied brachte, war das für mich die erste, nie vergessene Begegnung mit dem Tod. Sein Bildnis, schwarzumrandet, zeigte ein unschönes, sokratisches Antlitz, aber es war von einer so grossen Güte verklärt, dass er für mich der „Kinderfreund“ geblieben ist, und das Bewusstsein, dass der „Kinderfreund“, der Mann und die geliebte Zeitschrift, mir nun endgültig verloren sei, durchzuckte mich mit schmerzlicher Klarheit. Sutermeisters grosse Verdienste um die schweizerische Volkskunde werden im allgemeinen zu wenig gewürdigt; mit seinem Märchenbuch hat er ihnen wohl die Krone aufgesetzt. Ein einfacher Nachdruck wäre sehr wohl zu erwägen gewesen; das Schicksal hat es anders gefügt, und wir dürfen ihm dafür dankbar sein.

Der Schweizer C. Englert-Faye, der seit einigen Jahren in Norwegen, der Heimat seiner Frau, lebt, hat lange Zeit hindurch schweizerische Märchen gesammelt und für seine Kinder in Schule und Haus zurechtgemacht, ohne dabei an Veröffentlichung zu denken; sie sind also ganz aus der Praxis erwachsen. Wir legen jetzt einen in sich geschlossenen Teil seiner Sammlung vor; sie knüpft bewusst an die Sutermeistersche Tradition an und möchte trotz wesentlichen Änderungen als eine zeitgemässe Neugestaltung jenes für seine Zeit vortrefflichen Buches genommen sein. Wir sagen, glaube ich, nicht zu viel, wenn wir behaupten, dass sie weit besser sei als alle seither erschienenen schweizerischen Märchenbücher, so gerne wir auch manche Vorzüge der andern, z. B. Bächtolds, anerkennen; diese sind übrigens längst vergriffen.

Sutermeister seinerseits hielt sich, wie das damals gar nicht anders möglich war, an das Vorbild der Brüder Grimm; heute wäre ein anderes Verfahren sehr wohl denkbar. Jacob Grimm schwebte die unbedingt getreue Wiedergabe der individuellen Volkserzählung vor, die mit allen Zufälligkeiten und Mängeln des Augenblicks auch seine unmittelbare Frische und gänzlich unretouchierte Echtheit festhalten sollte; eine wissenschaftliche

Forderung also, der zahlreiche Märchenforscher der neueren Zeit mit aller Strenge nachgelebt haben. Dadurch ist für die wissenschaftliche Erkenntnis des Märchens, seiner Funktion und seines Lebens viel fruchtbare Arbeit geleistet worden, und die Forschung kann diese strenge, quellenmässige Methode nicht entbehren. Aber Jacob hat die weitere Betreuung der Märchen schliesslich ganz seinem Bruder Wilhelm überlassen, und der machte es anders. Seit der Entdeckung der Ölenberger Handschrift von 1810 und namentlich seit Wesselskis Forschungen sehen wir mit aller Deutlichkeit, dass Wilhelm an der Form der Märchen rastlos gebessert hat, als ein Dichter von Gottes Gnaden, dass seine Märchen Kunstwerke sind, Werke eines Künstlers freilich, der das Herz eines Kindes hatte und auf Leben und Sprache des Volkes unablässig horchte mit feinen Ohren und mit ehrfürchtiger Liebe. Musäus stellt sich über die volkstümlichen Erzähler; Wilhelm Grimm stellt sich in ihre Reihe, will mit ihrer Gläubigkeit und ihrer Sprache erzählen, doch nur wie der Beste unter ihnen, und indem er so die Märchen aus dem Rohen und Zufälligen des Stoffes zu der ihnen innewohnenden Idealität emporhebt, schafft er die klassische Kunstform des Märchens. Diese ist es, die die Grimmsche Sammlung über alle andern erhöht und ihnen ihren unvergänglichen Reiz verleiht.

Die Forschung nennt solche Erzähler „Märchenpfleger“; Englert hat manche Märchen, die es nötig hatten, in seine Pflege genommen. Man lese etwa den „gerechten Götti“ (17) oder vergleiche den köstlichen „Tredeschin“ (4) mit Bundis Fassung, und man wird gestehen, dass es eine gute Pflege war. Oder man sehe zu, wie aus dem Volkslied der unheimliche „Mädchenräuber“ (31), aus Wernher des Schweizers Marienleben die köstlichen Christuslegenden (63—65) gewonnen werden. Vieles, namentlich mundartliche Stücke, lag schon in vorzüglichen Fassungen vor und hat sich nur gelegentliche Verbesserungen von Ausdrücken, die hochdeutsch beeinflusst oder allzu papieren waren, gefallen lassen müssen. In einigen Fällen sind andere Märchenpfleger zu Hilfe gekommen: die aus Basel stammende Geschichte vom „starken Hans“, die Wilhelm Wackernagel von Hagenbach hörte und den Brüdern Grimm mitteilte, hat Anna La Roche in köstlich lebendiges Basler Bubendeutsch rückübersetzt (29).

Dem Grimmschen Vorbild folgt Englert auch mit seinem Märchenbegriff. Pedanten werden es tadeln, dass neben dem eigentlichen Mythenmärchen auch Sagenhaftes aufgenommen ist, dass das Novellenmärchen bis zu Schwank und Schnurre geht, dass am Schluss sogar eigentliche Legenden bis zur Aetiologia sacra den Ausblick in die christliche Welt eröffnen. Denn auch hier hat die Forschung den Begriff des Märchens schärfer und

strenger zu fassen gelehrt; aber wie viel ärmer, wie viel weniger lebendig sähe ein so „strenges“ Märchenbuch aus! Unser Buch will dem Leben dienen und darf sich ja mit seiner Weitherzigkeit auf die Brüder Grimm berufen; wer forschen will, findet überdies alle Quellen am Schluss verzeichnet.

Nur Pedanten werden es auch schelten, dass einige wenige Stücke (1, 24, 45, 48, 51) aus benachbarten Sprachgebieten übernommen sind. Erhaltung und Aufzeichnung sind ja ganz zufällig, und die Nachweise geben Rechenschaft; und schliesslich, wenn wir Hebel unbedenklich verbaslern, warum nicht auch ein zufällig nur im Elsass und im Badischen aufgezeichnetes Märchen, und warum nicht auch einmal ein vorarlbergisches verbündnern?

Wer das Buch im Zusammenhang liest — was wir dringend empfehlen —, wird auch gewahr, weshalb sich Englert diese Freiheit nahm. Die Anordnung der Märchen scheint uns ein ganz besonderer Vorzug unseres Buches zu sein. Im Zusammenhang erhalten viele Märchen plötzlich ein ganz eigentümliches Licht, eine Art seltsamer Durchleuchtung; wie werden doch die volkstümlichen Vorstellungen von Schuld und Sühne, von roher und von guter Kraft, von Tod, Gerechtigkeit und göttlicher Milde in ihrem schönen Tiefsinn klar, wenn man sie in Englerts Ordnung liest! Um solcher erleuchtender, organischer Zusammenhänge willen durfte er sich diese Freiheit wohl gestatten.

Sehr glücklich ist auch die Idee, gelegentlich zwei ähnliche Varianten desselben Stoffes zu geben. Kinder haben von einem gewissen Alter an besondern Sinn dafür und besondere Freude daran, und mit Recht. Wie köstlich ist doch der Unterschied zwischen dem Baselbieter, der die Geschichte vom Mäuslein „wo 's Belzli versprängt het“, mit aller geniesserischen und gemächlichen Breite erzählt und dem gleich darauf folgenden Walliser mit seinem unübertrefflich knappen und trocknen Witz (49 und 50)! Gewöhnlich scheuen sich die Herausgeber von Märchen, gleichartige Varianten zu geben; sie verzichten damit auf einen besonders reizvollen Gewinn.

Endlich die Bilder! Märchen zu illustrieren ist besonders schwer. Wo ist der Künstler, der diesen Namen wirklich verdient und doch die kindlich-naive Volkstümlichkeit der Phantasie besitzt? Wer vermag Bilder zu schaffen, die die Phantasie anregen ohne sie zu binden? Welcher Künstler spricht die Sprache unserer Zeit und zugleich die des alten, ewig jungen Märchens? Wir haben mehrere Künstler Entwürfe zum „Vogel Gryf“ (6) zeichnen lassen. Einer zeichnete ihn im erregten Gespräch mit seiner Frau; drollig, wie ein Fasnächtler, stund das schnabelbewehrte Ungetüm da, aufgeregt die kurzen Flügel schlagend, und neben ihm sein Weib, eine wackere Arbeiterfrau, kaltblütig

die Hände in die Hüften gestemmt; im Hintergrund unterm Himmelbett der tapfere Bub; alles mit kräftigem Federstrich humorvoll gezeichnet. Ein zweiter zeichnete mit zartem Bleistiftstrich in Richterscher Waldeinsamkeit eine offene Hütte; der Vogel Gryf, ein mächtiges geflügeltes Löwentier, hat seinen Vogelkopf ruhend in den Schoss einer schönen, traurigen Frau gelegt; unten der Knabe, der halb liegend aufschaut, hält schon die stattliche Feder in Händen. Berta Tappolet aber legt den Vogel Gryf, in ganzer Vogelgestalt, neben seiner Menschenfrau in ein richtiges Bett und deckt ihn gut bürgerlich mit einem währschaftigen Deckbett zu; er hat den Kopf zur Seite gelegt, und die Adleraugen sind im Schlaf geschlossen. Der Bub liegt gerade ausgestreckt unterm Bett und rupft eben die Feder aus. Welch köstliche, echt märchenhafte, kindliche Naivität! Welch unnachahmliche Mischung von unheimlicher, dunkler Spannung und bürgerlicher, rechtschaffener Heimlichkeit! Der Vogel hat auch in dieser seltsamen Lage nichts von seiner mythischen Grösse verloren; das Bild hat bei aller schlichten und deutlichen Gegenständlichkeit etwas traumhaft Unheimliches. Wir wählten also Berta Tappolet und bedauern nur, dass wir ihre wundervollen Zeichnungen nicht mit allen letzten Feinheiten wiedergeben konnten; doch durften wir nicht ein zu teures Reproduktionsverfahren wählen. Aber der Cliché-Arbeiter sowie der Drucker haben sich die grösste Mühe gegeben, gute Arbeit zu leisten, und es scheint mir, wir dürfen mit dem Ergebnis zufrieden sein.

Die Gesellschaft hat mit diesem Buch ein finanzielles Wagnis auf sich genommen; aber sie hält es für ihre Pflicht, auch Volkstumspflege zu treiben, ihre Schätze auch wieder ins Volk zu bringen und nicht nur Märchenforschung, sondern auch rechte Märchenpflege zu fördern. Es gibt ja seit langem kein wirkliches Schweizer Märchenbuch; so füllt das unsrige, das Märchen aus allen Gebieten bringt und neben dem Hochdeutschen auch in angemessenem Rahmen die — sorgfältig gepflegte! — Mundart zu Worte kommen lässt, eine Lücke aus. Wir bitten alle unsre Mitglieder, sich recht eifrig für unser Buch einzusetzen; sie können es mit gutem Gewissen tun, denn es ist ein gutes, ja ein vorzügliches und in hohem Grade liebenswertes Buch.

Erst nach Abschluss des Druckes gelang es uns dank Josef Reinhart in Solothurn, die Quelle der köstlichen Geschichte von „Sant Peter und em schlaue Dursli“ festzustellen: der Verfasser ist Staatsarchivar Dr. J. Kälin in Solothurn. Gar zu gerne möchten wir ihm in einer hoffentlich bald nötigen werdenden zweiten Auflage Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Eine kleine Anzahl Exemplare ist von der Künstlerin mit der Hand koloriert und besonders gebunden worden. Diese können zum Preis von Fr. 25.— bei der Künstlerin direkt oder durch die Gesellschaft bezogen werden (Fräulein B. Tappolet, Sonnenbergstr. 19, Zürich; Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Fischmarkt 1, Basel).